Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 1

Artikel: Treue

Autor: Björnson, Björnstjerne

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633626

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu den Kellerwirtschaften der untern Stadt aus frühern Zeiten gehört auch der Mohrenkeller, fälschlicherweise oft Möhrenkeller genannt, der sich in dem damals Herrn Max Howald, Kirchmeier, gehörenden Hause Nr. 10 an der Kramgasse befand und der zu den meist besuchtesten Weinkellern der Stadt gezählt werden darf. Das anschließende Haus Nr. 12 ist Eigentum der Zunftgesellschaft „Zum Mohren", woher der obgenannte Keller seinen Namen erhalten hat. Der Verfasser dieser Plauderei ist in seinen Jünglingsjahren dann und wann in den Mohrenkeller hinuntergestiegen, in dem die Mutter eines seiner Jugendkameraden während vielen Jahren, von 1874 bis 1898, als Wirtin schaltete und stets wie ein liebes Hausmütterchen für das Wohl der Gäste besorgt war. Der Mohrenkeller war für reelle, gute Weine, auch für eine vorzügliche Küche bekannt, die von den Gästen, speziell auch von den Marktfrauen und Meßbudenbesitzern, zur Zeit da auch an der Kramgasse noch die Messe abgehalten wurde, gebührende Beachtung fand. Am Altjahrsabend wurde dort jeweilen ein festlicher Schmaus abgehalten, wobei eine ungezwungene Freude und Gemütlichkeit herrschte. Auch im Mohrenkeller wurde viel in Musik gemacht, frohe Gesänge erschallten im Verein mit den trauten, heimeligen Klängen einer Zither oder Guitarre. Viele treue Stammgäste fanden sich dort unten zusammen, worunter auch verschiedene stadtbekannte Originale waren. Die frohe Gilde der Stenographen war hier reichlich vertreten. Ob sie, diese Jünger der Kurzschrift, in Sachen Weingenuß eine ebenso geläufige Handschrift besaßen, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Nach dem Jahre 1898 ging der Keller an Herrn Bütikofer, Besitzer des „Emmenthalerhof", über, später an einen gewissen Morgenthaler, um dann schließlich als Kellermagazin der Möbelhandlung Pfluger Verwendung zu finden.

Zu den bekanntesten Weinkellern gehörte wohl auch der vor wenig Jahren eingegangene Wurstemberger-Keller im Hause Nr. 2 am Theaterplatz, in früheren Zeiten als Hinterer Gerberen-Keller bekannt. Der Besitzer, Weinhändler Wurstemberger, war eine stadtbekannte Persönlichkeit, den man während vielen Jahren, im hohen Alter noch, frühmorgens in Begleitung eines Dieners, auf leichtem Gefährt durch die Straßen der Stadt in scharfem Trab fahren sah. Jeden Morgen, um 9 Uhr ungefähr, galoppierte dann auch Herr Architekt Probst auf seinem Gaul zum allgemeinen Gaudium der Bundesbeamten die damals noch unbelebte Bundesgasse herauf.

(Schluß folgt.)

Treue.

Von Björnstjerne Björnson.

In der ebenen Gegend meiner Heimat wohnte ein Ehepaar mit sechs Söhnen; es mühte sich auf einem großen, aber verwahrlosten Hofe getreulich ab, bis ein Unglücksfall dem Manne das Leben raubte und die Frau mit dem schwer zu bestellenden Gute und den sechs Kindern wieder allein dasaß. Sie verlor nicht den Mut, sondern führte die beiden ältesten Söhne an den Sarg und ließ sie dort über der Leiche des Vaters ihr geloben, für ihre Geschwister zu sorgen und ihr, der Mutter, beizustehen, soweit Gott ihnen Kräfte gebe. Das gelobten sie und taten es, bis der jüngste der Söhne konfirmiert war. Dann glaubten sie sich ihres Gelübdes entledigt, der Aelteste heiratete die Witwe eines Hofbesitzers und der Nächstälteste kurz darauf ihre wohlhabende Schwester.

Die vier übriggebliebenen Brüder sollten nun das Ganze leiten, nachdem sie bisher selbst unaufhörlich geleitet worden waren. Sie fühlten keinen sonderlichen Mut dazu; von Kindheit an waren sie gewohnt, zusammenzuhalten, zwei und zwei, oder auch wohl alle vier, und taten es nun umso mehr, da sie beieinander Hilfe suchen mußten.

Niemand sprach eine Ansicht aus, ehe er die der übrigen zu kennen glaubte, ja im Grunde verstanden sie auch ihre eigene nicht, ehe sie sich nicht gegenseitig angeblickt hatten. Ohne daß sie sich darüber verabredet hätten, war es doch zwischen ihnen ein stillschweigendes Uebereinkommen, sich nicht zu trennen, solange die Mutter lebte. Diese selbst wollte es indessen etwas anders haben und es gelang ihr, die beiden verheirateten Söhne auf ihre Seite zu ziehen. Der Hof war bedeutend verbessert worden, er brauchte mehr Menschenkräfte, weshalb die Mutter vorschlug, die beiden Aeltesten abzufinden und den Hof zwischen den vieren derart zu teilen, daß je zwei und zwei ihre Anteile zusammen bewirtschafteten. Neben dem alten Hause sollte ein neues aufgeführt werden; da hinein sollte das eine Paar ziehen, während das andere bei ihr bliebe. Aber von dem ausziehenden Paare müßte sich einer verheiraten, denn sie bedürften für die Haus- wie für die Viehwirtschaft der Hilfe, — und die Mutter nannte das Mädchen, das sie zur Schwiegertochter wünschte.

Dagegen hatte niemand etwas; aber jetzt war nur die Frage, welches Paar sollte ausziehen und wer von den Brüdern sollte sich verheiraten? Der Aelteste sagte, zum Ausziehen sei er zwar bereit, aber verheiraten würde er sich nie, und jeder von den andern wies diese Zumutung ebenso entschieden zurück.

Da wurden sie mit der Mutter darüber einig, daß sie dem Mädchen selbst die Entscheidung überlassen wollten. Und oben auf der Alm fragte die Mutter dasselbe eines Abends, ob es nicht als Frau in ihr neues Haus einziehen wollte, und das Mädchen wollte es gerne tun. Ja, wen von den Burschen es denn haben wollte, denn es könnte bekommen, wen es wollte. Nein, daran hatte es noch nicht gedacht. Dann müßte das Mädchen es jetzt tun, denn es hinge nur von ihm ab. Ei nun, dann könnte es ja der Aelteste werden; aber den konnte es nicht bekommen, weil er nicht wollte. — Nun nannte es den Jüngsten. Allein, die Mutter meinte, das sähe so sonderbar aus; „er wäre ja der Jüngste!" — Nun, dann der Vorjüngste. — „Weshalb denn aber nicht der Nächstälteste?" — „Freilich, weshalb denn nicht der Nächstälteste?" erwiderte das Mädchen, denn an ihn hatte es die ganze Zeit lang gedacht und ihn deshalb nicht genannt. Aber die Mutter hatte schon von dem Augenblicke an, daß sich der Aelteste zu verheiraten weigerte, geahnt, er müßte befürchten, daß der Nächstälteste und das Mädchen ein Auge aufeinander geworfen hätten. Der Nächstälteste heiratete also das Mädchen und der Aelteste zog mit ihm aus. Wie nun der Hof geteilt wurde, bekam kein der Familie Fernstehender zu wissen, denn sie arbeiteten zusammen wie früher und ernteten zusammen ein, bald in die eine, bald in die andere Scheune.

Nach einiger Zeit begann die Mutter schwach zu werden; sie bedurfte Ruhe, folglich Hilfe, und die Söhne kamen überein, ein Mädchen, welches sonst bei ihnen in Arbeit ging, zu mieten. Der Jüngste sollte das Mädchen am nächsten Tage beim Laubsammeln im Walde fragen; er kannte es am besten. Aber der Jüngste mußte an das Mädchen lange im Stillen gedacht haben, denn als er es endlich fragte, tat er es so sonderbar, daß das Mädchen es für einen Heiratsantrag hielt und „Ja" sagte. Dem Burschen wurde angst, er ging sofort zu seinen Brüdern und sagte ihnen, wie verkehrt es ihm ergangen wäre. Alle vier wurden ernst, und niemand wagte das erste Wort zu sagen. Aber der Vorjüngste sah es dem Jüngsten an, daß er das Mädchen wirklich lieb hatte und daß ihm deshalb so angst geworden war. Er ahnte zugleich sein Los,

Junggeselle zu bleiben, denn verheiratete sich der Jüngste, so konnte er es nicht. Es wurde ihm etwas sauer, denn er hatte selbst eine Dirne, die ihm gefiel; aber dabei war jetzt nichts zu tun. Er sagte deshalb das erste Wort, nämlich, daß sie des Mädchens am sichersten wären, wenn es die Frau auf dem Hofe würde. Sobald erst einer gesprochen hatte, waren die andern damit einverstanden, und die Brüder gingen, um mit der Mutter zu reden. Als sie aber nach Hause kamen, war die Mutter ernstlich erkrankt; sie mußten warten, bis sie wieder genesen wäre, und als sie nicht mehr gesund wurde, hielten sie abermals Rat. In diesem setzte es der Jüngste durch, daß sie, solange die Mutter das Bett hütete, keine Veränderung vornehmen wollten, denn das Mädchen sollte nur die Pflege der Mutter übernehmen. Dabei blieb es.

Sechzehn Jahre lang lag die Mutter krank. Sechzehn Jahre pflegte die zukünftige Schwiegertochter sie still und geduldig. Sechzehn Jahre lang versammelten sich die Söhne jeden Abend an ihrem Bette, um Andacht zu halten, und des Sonntags auch die beiden Aeltesten. Sie bat sie in diesen stillen Stunden oft, derjenigen eingedenk zu sein, die sie gepflegt hatte; sie verstanden, was sie meinte, und versprachen es. Sie segnete während aller dieser sechzehn Jahre ihre Krankheit, weil dieselbe sie die Freude einer Mutter bis zu dem letzten Augenblick hatte empfinden lassen; sie dankte ihnen bei jeder Zusammenkunft, und einmal wurde es die letzte.

Als sie tot war, kamen die sechs Brüder zusammen, um sie selbst zu Grabe zu tragen. Hier war es Sitte, daß auch Frauen zum Grabe folgten, und diesmal folgte das ganze Kirchspiel, Männer und Frauen, alle, die gehen konnten, bis zu den Kindern hinab — erst der Küster als Vorsänger, dann die sechs Söhne mit dem Sarge und dann die ganze Gemeinde unter Trauergesang, der weithin hörbar war. Und als die Leiche eingesenkt war und die Sechs das Grab zugeschaufelt hatten, zog das ganze Trauergefolge in die Kirche hinein; denn dort sollte gleichzeitig die Trauung des Jüngsten stattfinden; so wollten es die Brüder haben, weil beides im Grunde zusammengehörte. Hier predigte der damalige Pfarrer, mein jetzt bereits verstorbener Vater, von der Treue und predigte so begeistert, daß ich, der ich zufällig dazugekommen war, beim Verlassen der Kirche glaubte, daß Berg und See und die Größe der ganzen Natur ineinander aufgingen.

† Meinrad Lienert.

In Küsnacht (Zürich) starb am 26. Dezember letzthin im Alter von 68 Jahren der Schwyzer Dichter und Schriftsteller Meinrad Lienert.

Unseren Lesern war er kein Unbekannter; sie haben des öftern von ihm Gedichte und Erzählungen gelesen in früheren Jahrgängen der „Berner Woche". Immer, wenn wir ihn um einen Beitrag angingen, erfuhren wir freundliches Entgegenkommen. Dieser Mann konnte nicht anders als liebenswürdig und zu Diensten bereit sein. Das lag in seinem Wesen.

Seine Menschenfreundlichkeit, sein Glauben an das Gute in der Welt, sein unentwegter Optimismus, sie sind in jedem seiner vielen hundert Gedichte, seiner Dutzenden von Erzählungen und Romane zu spüren. Keiner konnte inniger und herzenswärmer von Kindern schreiben, keiner lieber und verstehender von alten Leutchen, von Armen, von Verschüpften. Keiner fühlte wie er das jubelnde Glück des Jungseins, keiner konnte den Wonnen der Liebe so zarten, so vielgestaltigen, so überzeugenden Ausdruck geben. Kein Dichter hat aber auch so hingegeben in seinem und mit seinem Volk gelebt wie er.

In seiner Heimat Einsiedeln ist er am 21. Mai 1865 geboren; hier ist er auch bestattet worden. Der große Wallfahrtsort gab dem Meiredli die ersten Eindrücke. „Es war

† Meinrad Lienert.

eine goldene Zeit", das Buch seiner Jugendzeit ist auch sein jubelnder Dank an die Jugendzeit und an die Heimat. Nach der Klosterschule begann er in Zürich sein juristisches Studium; denn er wollte Notar werden wie sein Vater. Er wurde es auch und praktizierte sechs Jahre als Bezirksnotar in Einsiedeln. Aber mächtiger als die Juristerei zog ihn das Schrifttum an. Ein Erzähl- und Gedichtbändchen um das andere entstand schon während seiner Einsiedlerzeit, erst ein Band Dialekt-Erzählungen, „Flüehblümli", dann die Gedichte „Jodler vom Meisterjuzu"; es folgten „s' Mirli", „Geschichten aus den Schwyzerbergen", die zwei Bände „Erzählungen aus der Urschweiz", „Der letzte Schwanenritter" und „Lieder des Waldfinken". — 1899 ging Lienert zum Journalismus über, wurde Redaktor an der „Limmat" und später an verschiedenen andern Blättern; zuletzt lebte er als freier Schriftsteller ganz seiner Kunst.

In langer Reihe folgten sich seine Bücher; keines, das nicht von seiner großen Lesergemeinde, die seinen goldenen Humor und seine originelle Sprache schätzte, dankbar begrüßt worden wäre. Mehrere Auflagen erlebte seine dreibändige Gedichtsammlung „s' Schwäbelpfyffli"; vielbeachtet wurde sein großer Roman „Der doppelte Matthias und seine Töchter" (1929); sein letztes Buch war wieder ein Roman: „Das Glöcklein auf Rain", wieder ein bodenständiges, heimatstarkes Buch.

Meinrad Lienerts Dichterwerk ist ganz in der Heimaterde verwurzelt. Das Schwyzerländchen hat durch seine Poesie eine Verklärung erfahren, die weit ins Schweizerland hinaus leuchtet.

Meinrad Lienerts Bücher haben dem schweizerischen Heimatgefühl kostbare Stärkung gebracht. Wir sind ihm dankbar dafür. Besonders dankbar in unserer verworrenen Zeit, in der wir nichts nötiger haben als das Bewußtsein, eine schöne und freie Heimat zu besitzen; eine Heimat, in der ein Blick von Bergeshöhe hinab auf ein vielgestaltetes Land und ein eigenwilliges Volk noch zu den garantierten idealen Lebensrechten gehört. H. B.